

SONJA SILBERHORN

Donaugrund

KRIMINALROMAN



emons: eBook

Sonja Silberhorn, Jahrgang 1979, ist in Regensburg geboren und aufgewachsen. Sie arbeitete mehrere Jahre in der Hotellerie, unter anderem auf den Kanaren und in Berlin, doch dann überwog die Liebe zu ihrer Heimatstadt. Heute lebt sie dort mit ihrem Mann und ist im kaufmännischen Bereich tätig. Im Emons Verlag erschienen »Herzstich« und »Regenwalzer«.

www.sonja-silberhorn.de

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2013 Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: fotolia.com/laguna35
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-86358-307-1
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literaturagentur Schmidt & Abrahams GbR.

EINS

Der Ernst seiner Lage wird ihm erst bewusst, als er den heftigen Stoß spürt. Er taumelt, versucht, sich abzufangen. Greift ins Leere. Ein zweiter Stoß, der ihn über die Brüstung drängt. Ein dumpfer Schmerz am Oberschenkel. Er verliert das Gleichgewicht. Schreit. Und fällt.

Er ringt nach Luft. Dabei hat er gerade noch gelacht! Das eiskalte Wasser brennt auf seiner Haut. Ja, brennt! Wie absurd das ist, schießt es ihm noch durch den Kopf. Beweg dich, auch wenn der Fluss über dir zusammenschlägt!

Alles schwarz ... So schwarz, so schwer. Kämpf dich nach oben! Dort oben ist die Luft, die du so dringend brauchst!

Aber es zieht ihn hinab! Bewegen, bewegen ... Sein Geist kämpft gegen die wie gelähmten Glieder. Beweg dich doch! Nach oben, du musst nach oben! Endlich atmen ...

Seine Haut wird von eiskalten Nadeln zerstochen, seine Brust zerburst, es zieht ihn hinab. Der Strudel, denkt er noch. Ungläubig. Der Strudel hat ihn erfasst. Das brennend kalte Nass, das er verschluckt.

Das ihn verschluckt.

* * *

Mit einem verhaltenen Seufzen stellte Celia Kleingrün die Teetasse ab und wandte sich der unübersichtlichen Excel-Tabelle auf ihrem Monitor zu. Langsam hob sie die Hände und fing an, mit den Mittelfingern behutsam ihre Schläfen zu massieren.

Schon seit ein paar Tagen fühlte sie sich nicht gut und schrammte, wie so oft um diese Jahreszeit, haarscharf an der Klippe zur Erkältung entlang. Gliederschmerzen, die verhassten Kopfschmerzen, dazu eine alles durchdringende Müdigkeit, sodass sie sich den ganzen Tag, solange sie im Büro saß, in ihr kuschliges Himmelbett sehnte. Doch kaum lag sie spätabends darin, wälzte sie sich von einer Seite zur anderen, und wenn sie

doch in den Schlaf hinüberglied, dann schreckte sie nach ein paar Sekunden wieder hoch, weil sie die Zahlenkolonnen und der unter Bergen unerledigter Arbeit ächzende Schreibtisch bis in ihre Träume verfolgten.

»Hilft ja nichts«, murmelte sie leise in die Stille und versuchte, sich noch ein letztes Mal zu konzentrieren. Der Zeiger der Uhr stand mittlerweile auf fünf vor elf, und vor dem Fenster, durch das man tagsüber in den Hinterhof blicken konnte, zeichnete sich nur Schwärze ab. »Komm schon«, versuchte Celia sich selbst zu motivieren. »Zusammenreißen.«

Wenn sie Leo Wollenschläger, der als Marketingchef ihr direkter Vorgesetzter war, die Datei nicht bis spätestens morgen, neun Uhr, zumailte, würde sie in noch größeren Schwierigkeiten stecken als ohnehin schon. Außerdem würde er es sich schon bei fünf Sekunden Zeitverzug nicht nehmen lassen, wie ein Irrer in ihr Büro zu berserkern und lautstark zu wüten. Celia vermied es ohnehin so weit wie möglich, ihm persönlich zu begegnen. Meistens verkehrten sie nur per Telefon oder Mail, und wenn sie sich doch mal auf einem der Flure über den Weg liefen, atmete sie erst auf, wenn er endlich wieder außer Sichtweite war. Zu allem Überfluss hatte er auch noch einen guten Draht zur Geschäftsleitung.

Ein guter Draht zur Geschäftsleitung ... Wieder seufzte sie wehmütig. Den hatte sie bis vor Kurzem auch noch gehabt. Genau gesagt, bis sich vor ein paar Wochen fünfzig Prozent der Geschäftsleitung einfach in Luft aufgelöst hatten.

Als draußen auf dem Flur eine Bodendiele knarrte, schreckte sie auf. Sie konnte sich der Gänsehaut auf ihren Unterarmen nicht erwehren. Die Firma HEUREKA war in einem sanierten Altbau im Herzen der Regensburger Innenstadt untergebracht. Dass da der behutsam restaurierte Holzboden knarrte, auch wenn niemand darüber schlich, wusste sie doch eigentlich. Trotzdem lauschte sie mit angehaltenem Atem hinaus auf den Flur, aber alles war still. Kein Wunder, die Kollegen waren schon längst nach Hause gegangen, sogar André, mit dem sie sich das Büro teilte und der normalerweise nie eine Gelegenheit verstreichen ließ, mit ihr allein zu sein. Aber sie selbst saß ja auch nur noch hier, weil man in dieser Firma keine

andere Wahl hatte, wenn man gerade diejenige Person war, die auf der topaktuellen Abschussliste ganz oben stand.

Aber sie wollte nicht aufgeben. Vor allem nicht, solange noch ein Funken Hoffnung bestand, dass bald das süße Leben für sie einfach weiterginge wie gehabt. Irgendwo musste er doch schließlich sein!

Entschlossen klickte Celia ein letztes Mal auf »Speichern«, schloss die Excel-Datei und fuhr ihren Computer herunter. Leo würde seine Zahlen pünktlich bekommen, aber heute hatte das keinen Sinn mehr. Sie würde morgen einfach ein bisschen früher anfangen, und wenn sie André jetzt gleich noch eine SMS schickte, würde er sich garantiert auch schon um halb acht hier einfinden, um ihr mit dieser elenden Rechnerei zu helfen.

Wieder knarrte der Boden draußen auf dem Flur, und Celia beeilte sich, ihre Sachen in die Handtasche zu packen und die Schreibtischlampe zu löschen. Sekunden später huschte sie über den Flur in die Empfangshalle, schloss die Glastür auf, hinter sich wieder ab und machte sich durch die schneidend kalte Winterluft auf den Heimweg.

* * *

Der Haustechniker hatte das Schild neben der Bürotür ausgetauscht, stellte mit einem letzten Blick fest, dass es – der deutschen Gründlichkeit sei Dank – auch wirklich gerade hing, und verabschiedete sich mit einem Nicken.

»Na, dann wollen wir doch mal sehen«, brummte Herbert, kämpfte sich aus seinem Drehsessel empor und schlenderte aus dem Büro. »Kriminaloberkommissarin Sarah Sonnenberg«, las er laut vor und betonte dabei jede Silbe, als würde er mir den Nobelpreis für die Sicherung des Weltfriedens verleihen. »Doch, macht sich gut«, stellte er fest und lächelte mich an, ohne seinen Stolz zu verbergen. »Nur«, fuhr er mit listig blitzenden Augen fort und wandte sich Raphael zu, »dir gefällt das bestimmt nicht so gut. Jetzt hast du nicht mal mehr in der Arbeit die Hosen an.«

»Aber dafür bringt die frischgebackene Frau *Oberkommissarin* jetzt genauso viel Geld nach Hause wie ich«, stellte Raphael fest und strich sich lässig eine aus dem Zopf gerutschte dunkelblonde Strähne aus dem Gesicht. »Nur noch eine Beförderung, dann hat Sarah mich überholt, und ich kann sie

endlich heiraten, ihr den Hausmann machen und mich ansonsten aushalten lassen.« Der todernste Blick aus seinen klaren grünen Augen war beängstigend.

Ha! Als wäre ausgerechnet Raphael scharf darauf, seine Tage zwischen drängelnden Supermarkt-Rentnern und sockenfressenden Waschmaschinen zu verbringen und sich von mir runterputzen zu lassen, weil er wieder mal sein ganzes Taschengeld schon Mitte des Monats für neue geblümte Kittelschürzen verprasst hat ...

Ja, Sie haben es wohl schon geahnt (oder kennen mich ohnehin längst): Die frischgebackene Frau Kriminaloberkommissarin, das bin ich. Sarah Sonnenberg, neunundzwanzig Jahre alt, seit nunmehr drei Jahren beschäftigt im K1 der Regensburger Kripo, wo ich mir die Zeit mit der Aufklärung von Regensburgsbrisantesten Verbrechen vertreibe. Und natürlich damit, mich von Raphael in Angst und Schrecken versetzen zu lassen – das Wort »heiraten« aus seinem Mund befremdet mich nämlich noch ein wenig mehr als das Wort »Hausmann«, muss ich gestehen. Schließlich teilen wir erst seit Kurzem zusätzlich zu den Dramen um die nicht auf natürlichem Wege aus dem Leben Abberufenen auch noch die zuweilen recht spärliche Freizeit miteinander.

Jetzt zwinkert er mir spöttisch zu. Aha, anscheinend hat er meine aufkeimende Panik mal wieder sowohl beabsichtigt als auch von meinem Gesicht abgelesen. Manche Dinge ändern sich wohl nie ...

»Ach, Hausmann als Lebensziel?« Herbert tapste zurück zu seinem Schreibtisch. »Wenn du dich weiterhin derartig sparsam um deine Lehrgänge bemühst, dann stehen die Chancen dafür tatsächlich nicht schlecht. Aber du wirst doch nicht schon mit deinen zweiunddreißig Jahren dran denken, den Dienst zu quittieren.« Kopfschüttelnd ließ er sich in seinen Bürostuhl fallen. »Was sollte ich denn da sagen?«

»Jemand, der die Wochen bis zur Pensionierung schon mittels Strichliste abzählt, braucht dazu gar nichts zu sagen«, erwiderte Raphael. »Wie viele sind es denn noch?«

»Siebenundvierzig«, antwortete Herbert tatsächlich, ohne auch nur eine Sekunde nachdenken zu müssen, und kratzte sich dann doch ein wenig verlegen den nur noch spärlich behaarten Hinterkopf. Just in diesem Moment klingelte sein Telefon. Bedeutend schneller als sonst griff er nach dem Hörer. Klar, jetzt musste er schließlich Motivation vortäuschen.

»Hoffmann«, bellte er den armen Anrufer an und ignorierte unser wissendes Lächeln. Er lauschte gebannt, dann gruben sich Falten in seine Stirn. »Aha ... Na dann prost Mahlzeit«, sagte er.

»Entweder seine Frau hat für heute Abend überraschend die Kegeldamen eingeladen ...«, raunte Raphael mir zu und lehnte sich an meinen Schreibtisch.

»Oder es gibt Arbeit«, schloss ich. Beim Gedanken daran, das gut geheizte Büro zu verlassen und den kurzen Weg vom Haupteingang zum Dienstwagen zurückzulegen, schüttelte es mich. Draußen war es bitterkalt, und ich hatte jetzt schon das Gefühl, dass dieser Winter einfach kein Ende nahm. Dabei war es erst Mitte Januar. Es würde noch einige Wochen dauern, bis die ersten Halme durch die Schneedecke spitzten.

»Aha ... Und wo genau?« Herbert klemmte den Hörer zwischen Schulter und Ohr und suchte seinen in mehreren Schichten vermüllten Schreibtisch fieberhaft nach Zettel und Stift ab.

»Das kann man ja nicht mit ansehen.« Seufzend drückte ich Raphael meinen Kugelschreiber und meinen Block in die Hände. »Bitte hilf unserem Messie mal.«

Pflichtschuldig kam Raphael meiner Bitte nach.

»Aha«, brummte Herbert und riss Raphael den Block aus den Händen. »Mhm. ... Ja, hab ich notiert«, sagte er, während Raphael ihm über die Schulter spähte und angesichts von Herbots Geschmier resigniert mit den Achseln zuckte.

»Mhm. ... Okay, alles klar. ... Ja freilich, ich schick die beiden gleich.« Herbert legte auf und sah uns mit angespannter Miene an.

»Jetzt sag endlich.« Wenn ich schon meinen gemütlichen Platz am Schreibtisch verlassen musste, wollte ich mich wenigstens noch kurz mental darauf vorbereiten.

Mit widerwillig verzogenem Mund kratzte Herbert sich erneut am Hinterkopf. »Ihr müsst nach Kruckenberg. Da hat ein Spaziergänger eine Leiche gefunden.«

»Krucken – was?«

»Kruckenberg.« Herbert sah mich vorwurfsvoll an. »Hinter Bach an der Donau, an der Weinroute. Als eingefleischte Regensburgerin solltest du das aber wissen.«

»Kann ja nicht jedes Kaff kennen«, gab ich zurück. Wenigstens kannte ich nun die grobe Richtung.

»Weinroute?«, fragte Raphael. »Hier?«

»Freilich«, antwortete Herbert und warf sich stolz in die Brust. »Das kleinste Weinbaugebiet Deutschlands. Hast du noch keinen Regensburger Landwein probiert?«

»Sei froh«, sagte ich, als Raphael bedauernd den Kopf schüttelte. »Obwohl ... Wenn dir die viele Säure erst mal die Mundhöhle verätzt hat, schmeckt er eigentlich gar nicht mehr so übel.«

»Dann lassen wir das lieber«, antwortete Raphael, nahm seinen Anorak vom Garderobenständer, schlüpfte hinein und hielt mir meine Jacke entgegen. »Herbert, gibt's eigentlich noch ein paar mehr Infos?«

Notgedrungen erhob ich mich aus dem Drehstuhl.

»Ja, also ...« Herbert rümpfte die Nase. »Der Spaziergänger war an der Flurbereinigungsstraße unterwegs, die an der Donau entlangführt. Und da hat er die Leiche am Ufer entdeckt. Ist wohl angeschwemmt worden.«

»Eine Wasserleiche?« Unweigerlich beschleunigte sich mein Herzschlag. Leichen waren zwar, meiner bescheidenen Meinung nach, ohnehin selten hübsch anzusehen, aber Wasserleichen gehörten zweifelsfrei zur Spitzenklasse der Grausigkeiten. Speziell dann, wenn sie schon eine geraume Weile im Wasser lagen.

»Ja«, antwortete Herbert zögerlich. »Und zwar anscheinend eine, die schon länger in der Donau vor sich hin dümpelt.«

So viel dazu. Besten Dank auch.

»Bestimmt nicht so tragisch bei der Kälte.« Raphael stupste mich aufmunternd an. »Ist sicher mehr schockgefrostet als verfault.«

Mein beruflicher und privater *partner in crime* war wirklich ein Optimist, das musste man ihm lassen. Einfühlungsreiche Formulierungen hingegen waren leider nicht seine Stärke.

Mit einem leichten Schlittern lenkte Raphael den Dienstwagen auf die ungeräumte Flurbereinigungsstraße Richtung Donauufer. Der Schnee war längst platt gefahren und knirschte kaum noch unter den Reifen. Natürlich waren die Kollegen von der Dienststelle in Wörth an der Donau, in deren Einzugsgebiet wir uns hier befanden, schneller vor Ort gewesen. Das Gelände war flach, und schon nach kurzer Zeit, in der wir Felder und vereinzelte eingeschneite Bäume passierten, sah ich das Polizeiaufgebot am Donauufer und die großräumige Absperrung. Drei Streifenwagen ließen wie zur Abschreckung ihr Blaulicht rotieren, vom Sprinter des Erkennungsdienstes war noch nichts zu sehen.

»Dann wollen wir mal«, sagte Raphael, als er den Dienstwagen hinter dem letzten Streifenwagen zum Stehen brachte und den Motor abschaltete.

»Von Wollen kann gar keine Rede sein.« Mich schauderte, und das nicht nur wegen der Kälte, die mir durch den Parka, die Jeans und die Moonboots kroch, sobald ich die Beifahrertür öffnete. Sofort schlug uns das wütende Kläffen eines Hundes entgegen. Mit unverminderter Energie trieb vor uns die Donau vorbei, deren Lauf an dieser Stelle weitaus breiter als in Regensburg war.

Neben einer kleinen Bank, von der aus man im Sommer den Blick auf die Fluten sicher genießen konnte, waren zwei uniformierte Beamte damit beschäftigt, die Aussage eines älteren Herrn mit Hut aufzunehmen, der von einer wie besessen an der Leine zerrenden Promenadenmischung abgelenkt wurde. »Jetzt gib endlich Ruhe, sonst frieren wir hier noch genauso fest wie die Leich«, schimpfte der Mann und versuchte verzweifelt, seinen Hund zu bändigen. Wahrscheinlich war es nicht nur die gefundene Leiche, sondern auch der schneidende Wind, der den Hund so in Rage brachte. Ich hätte in jedem Fall auch gern leidend gekläfft.

Der Rest der Kollegen hatte sich auf einer flach in die Donau abfallenden Rampe versammelt, die bei geeigneteren Temperaturen wohl dazu genutzt

wurde, Boote zu Wasser zu lassen – wenigstens vermutete ich das angesichts des neben der Schneise stehenden Pollers, an dem Taue befestigt werden konnten.

Einer der Uniformierten sah uns entgegen, beugte sich kopfschüttelnd zu dem neben ihm stehenden Kollegen und kam schließlich schwer atmend auf uns zu. »Hier gibt's nichts zu sehen«, sagte er unwirsch, kaum dass wir die Absperrung erreicht hatten, und wedelte mit der Hand, bevor er seine Polizeimütze mit einer vermeintlich autoritären Geste gerade rückte und schnaufend vor uns stehen blieb.

»Die Einsatzzentrale sieht das offenbar anders«, antwortete Raphael und zückte seinen Dienstausweis. »Kripo Regensburg, Raphael Jordan, und das ist meine Kollegin Sarah Sonnenberg. Und Sie sind ...?«

»Sie sind von der Kripo?«, erwiderte der Kollege und quittierte Raphaels verwegenen Drei-Tage-Bart ebenso wie meine – für eine seriöse Beamte anscheinend unpassende – Bommelmütze mit einem missbilligenden Blick. Für einen Augenblick überlegte ich tatsächlich, ob ich sie abnehmen sollte, aber der eher unsystematisch wirkende fransige Kurzhaarschnitt darunter hätte ihn garantiert nicht versöhnlicher gestimmt.

Statt einer Antwort sah Raphael nur mit reichlich arroganter Miene auf den liebreizenden Kollegen herab und schwenkte seinen Dienstausweis. »Also?«

»Polizeihauptmeister Schwingshackl«, antwortete der Kollege und wischte sich einen gefrorenen Tropfen Wasauchimmer aus seiner grau melierten Rotzbremse. »Sind Sie nur zu zweit?«

»Äh ... ja«, antwortete ich. »Wie viele Leute hätten Sie denn erwartet?«

»Um das geht's nicht«, antwortete er. »Ein bisschen erfahrenere Leute wären halt besser gewesen. Immerhin haben wir hier eine Leiche!« Er musterte uns so vorwurfsvoll, als hätten wir den Toten höchstpersönlich auf dem Gewissen.

Ich bedachte ihn mit einem besonders treudoofen Blick. »Ja, das haben wir unserem Chef auch gesagt. Aber der hat gemeint, dass sich seine erfahrenen Mitarbeiter allesamt nicht mehr mit den Kollegen aus Wörth rumschlagen wollen. Also mussten halt doch wir herkommen.«

Mit zuckenden Mundwinkeln setzte sich Raphael wortlos in Bewegung und steuerte die Gruppe Streifenpolizisten auf der Rampe an, während Schwingshackl noch darüber nachzugrübeln schien, ob ich tatsächlich etwas unterbelichtet oder einfach nur unverschämt war.

Wortlos ließ ich ihn stehen und folgte Raphael. Eine Sekunde später hörte ich zu meinem Bedauern schon wieder Schwingshackls Schnaufen hinter mir, unterbrochen von leisen Schimpfsalven, von denen ich nur vereinzelte Wortfetzen verstand – »... und lange Haar hat er auch noch, der arrogante Zipfel ...«, »... so eine damische Ringelmütz'n ...«, »... das hätt's früher alles nicht gegeben ...« –, bevor ich schließlich auf Durchzug schaltete. Meine Energie sparte ich mir lieber für das im wahrsten Sinne des Wortes vor mir Liegende auf.

Der Tote war mit dem Gesicht nach unten auf die flach abfallende Rampe geschwemmt worden. Treibholz, eine Sektflasche, Laub und eine Plastikplane umkränzten seinen Körper und hatten, ebenso wie die Leiche selbst, den Weg aus der Schneise nicht mehr gefunden. Sein Gesicht steckte in angeschwemmtem Geröll und Schneematsch, der Körper war von Wasser umspült und wippte sachte mit der Strömung.

Ich grüßte die zurückhaltend nickenden Kollegen, die neben der Leiche standen, und beugte mich hinab zu Raphael, der bereits in die Hocke gegangen war. In diesem Augenblick war ich sogar dankbar für die Eiseskälte, die beim Einatmen in der Nase stach und so dem Verwesungsgeruch zum Glück kaum eine Chance ließ.

Der Tote hatte dunkles Haar, das verfilzt und gefroren an seinem Kopf klebte. Eine Hand war unter seinem Körper verborgen, die andere lag neben seinem Oberschenkel. Weiß und aufgequollen, schlug die Haut unförmige Wellen und hatte sich an den Spitzen von Zeige- und Mittelfinger bereits abgelöst.

Seine Stoffhose saß tatsächlich noch an Ort und Stelle, hatte aber an Substanz eingebüßt – ausgehend von den Knien zogen sich lange Risse durch das Gewebe und gaben stellenweise den Blick auf die Waden frei. Er musste also einige Zeit am Grund der Donau flussabwärts getrieben sein, das belegten auch die tiefen Schleifspuren, die man selbst in dieser Position um

die Knie herum erkennen konnte. Sein Gesicht war kaum zu sehen, und ich war dankbar dafür.

Groteskerweise trug er noch seine Schuhe – einstmals sicher elegante, modische Lederstiefel mit Reißverschluss, deren halbhohe Schäfte sich eng um die Knöchel schlossen. Abgesehen von den Treibspuren und kleinen Rissen unversehrt, wenngleich zum Zerreißen gespannt, wirkte auch der dunkelblaue Anorak. Goretex. Sicher teuer, von sehr guter Qualität, das sah ich, obwohl er vor gefrorener Nässe silbrig schimmerte.

Während Raphael noch die aufgequollene Hand betrachtete, ging ich zum Kopf des Toten. »Autsch.« Direkt über der Stirn war die aufgeweichte Haut vom Entlangschleifen am Grund des Flusses abgeschabt worden – und der Haaransatz locker um zwei bis drei Zentimeter nach hinten versetzt. Schnell wandte ich mich ab und versuchte, das Grauen auf meinem Gesicht zu verbergen. Trotzdem entging mir Raphaels besorgter Blick nicht. Schnell ablenken. »Das könnte der Mann aus Lappersdorf sein, der seit Dezember vermisst wird, oder?«, fragte ich.

»Möglich.« Raphael neigte sich zur Seite und fixierte das, was vom Kopf des Toten noch übrig war. »Auch wenn die Ähnlichkeit mit dem Fahndungsfoto nur noch marginal ist.«

»Wollen wir ihn durchsuchen?«

»Überlassen wir das lieber dem Erkennungsdienst oder dem Melchior. Die müssen ja gleich hier sein.«

Aha. Mein geschätzter Freund hatte also auch keine Lust, an diesem fleischgewordenen Beweis für die Vergänglichkeit des Menschen herumzupfriemeln.

Einer der beiden Kollegen, die mit der Befragung des Hundebesitzers beschäftigt waren, wandte sich schließlich ab und kam auf uns zu. Wahrscheinlich brauchten seine Ohren eine dringende Erholungspause, denn der Hund bellte immer noch lautstark. »Waldi ist vollkommen am Durchdrehen«, tat er überflüssigerweise kund.

»Und was sagt das Herrchen?«

»Nicht viel«, antwortete er. Fast dankbar registrierte ich sein freundliches Augenzwinkern. Anscheinend war er nicht ganz so abgestoßen von

Ringelmützen mit Bommel wie sein Kollege Schwingshackl, der Raphael und mich immer noch skeptisch musterte. »Er ist hier spazieren gegangen, dann hat plötzlich der Hund angeschlagen wie verrückt und ihn zur Sliprampe gezerrt. Na ja, und hier hat er eben die Leiche entdeckt und sofort den Notruf gewählt.« Er wies mit dem Kopf auf den Herrn. »Und in sicherer Entfernung auf uns gewartet. Wir lassen ihn gleich gehen, wenn Sie nichts dagegen haben. Seine Personalien haben wir ja.«

Ich nickte zustimmend, fummelte mit trotz der Handschuhe gefühllosen Fingern mein Handy aus der Handtasche und wählte.

»Hallo, Mädel, ich wollt dich gerade anrufen«, dröhnte mir Herberts Bass postwendend entgegen. »Der Melchior hat sich gemeldet, der steht nämlich im Stau. Totalsperre auf der A 3, das kann noch dauern.«

»Auch das noch.« Da Regensburg leider über kein eigenes rechtsmedizinisches Institut verfügte, musste bei jedem nicht natürlichen Todesfall der Rechtsmediziner Dr. Melchior vom Institut der Universität Erlangen-Nürnberg angefordert werden – und das konnte dauern, selbst wenn er nicht im Stau stand. »Ist wenigstens der Erkennungsdienst unterwegs?«

»Ja, der Bauer ist kurz nach euch losgefahren«, beruhigte mich Herbert, der meine Abneigung dagegen, tatenlos in der Kälte vor mich hin zu vegetieren, noch aus den Zeiten kannte, in denen wir uns beide gemeinsam im Außendienst die Beine in den Bauch gestanden hatten. Bevor er es sich dauerhaft am Schreibtisch bequem gemacht hatte, dieser Verräter. »Ist die Leiche schon identifiziert?«

»Noch nicht. Männlich«, antwortete ich knapp und warf einen schnellen Blick auf die Stiefel. »Vermutlich mittleren Alters, dunkelhaarig. Da war doch dieser Vermisstenfall, der Mann aus Lappersdorf – kannst du da mal genauere Infos einholen?«

»Hab ich alles schon angefordert in der Zwischenzeit«, antwortete Herbert.

Nanu, der lief ja heute noch zu absoluter Hochform auf!

»Was schätzt ihr, wie lang euer Toter schon im Fluss vor sich hin dümpelt?«

»Schwer zu sagen bei den Temperaturen«, musste ich passen. »Raphael, wie lang schwimmt der schon?«

»Die leicht abgelöste Haut, die Flecken, der aufgeschwemmte Körper ... Zwei bis vier Wochen, schätze ich. Hängt davon ab, wann er hier angetrieben wurde«, antwortete er fachmännisch.

»Raphael tippt auf zwei bis vier Wochen«, gab ich weiter.

»Hab ich schon gehört, ich bin ja nicht taub«, brummelte Herbert. »Ja, dann könnte er's sein. Jan Wahlner. Wurde am 20. Dezember von seiner Frau Beate als vermisst gemeldet. Siebenunddreißig Jahre alt, verheiratet, zwei Töchter. Aus Lappersdorf«, informierte er mich im Telegrammstil. »Sämtliche Suchmaßnahmen waren erfolglos. Er ist von der Weihnachtsfeier seiner Firma verschwunden und nicht mehr aufgetaucht.«

»Bis heute. Im wahrsten Sinne des Wortes«, fügte ich spröde hinzu, verabschiedete mich von Herbert und legte auf.

»Weihnachtsfeier«, sagte ich bloß und wies mit dem Kopf auf die Leiche. »Also, falls das unser Vermisster ist.«

»Das war dann wohl ein Bier zu viel«, kommentierte Raphael, ignorierte Schwingshacks entrüstetes Schnauben und sah auf, als endlich Motorengeräusche von der Straße ertönten und lauter wurden. Kurz darauf kam der Transporter der Spurensicherung zum Stehen und Michi Bauer, der Leiter des Regensburger Erkennungsdienstes, die Rampe hinuntergelaufen.

Nach einer knappen Begrüßung – es musste an der Kälte liegen, dass jeder besonders kurz angebunden war – nahm Michi den Toten genauer in Augenschein. »Da kann ich nicht viel machen«, sagte er. »Ist ja nur der Fundort, sicher nicht der Ort des Geschehens. Der hat ein paar Kilometer zurückgelegt, so wie er aussieht«, bestätigte er das Offensichtliche und deutete auf die Schürfwunden. »Spuren findet man da schon lang nicht mehr. Haben wir hier Hinweise auf seine Identität?« Michi tastete die prall gespannte Oberfläche der Jacke vorsichtig an den Seiten ab. »Da ist doch was drin.« Er griff ein kleines Stück weit unter die rechte Bauchseite des Toten, befühlte die Jackentasche erneut und bedachte uns mit einem vorwurfsvollen Blick. »Hattet ihr etwa Angst, dass euch der noch was tut?«

»Nö«, antwortete Raphael. »Eher, dass er auseinanderfällt.«

Vorsichtig zog Michi den Reißverschluss der Tasche auf und förderte einen klassischen Herregeldbeutel aus Leder zutage. Er klappte ihn auf und wurde in Sekundenschnelle fündig. »Jan Wahlner«, sagte er und fixierte den Personalausweis.

»Bingo.«

»Gerade mal siebenunddreißig Jahre alt«, rechnete Michi nach. »Das ist er?«

»Ja. Sonst noch was Verwertbares im Geldbeutel?«

»Alles ziemlich durchweicht.« Michi zeigte uns die zusammengepappten Fetzen, die vormals ein Bündel Geldscheine gewesen sein mussten, und klappte dann ein weiteres Fach auf. »Kreditkarten. Führerschein ...« Er überprüfte den Namen und wedelte mit den Plastikkarten. »Somit können wir ihn wohl als identifiziert betrachten.«

»Ich tendiere stark dazu, diese ungastliche Stätte zu verlassen und seine Frau zu informieren. Was meinst du?«, fragte Raphael mich und warf mir einen mitleidigen Blick zu. Wahrscheinlich waren meine Lippen schon wieder blau gefroren. Spüren konnte ich sie jedenfalls nicht mehr.

Ich nickte. Daran, Jan Wahlners Frau zu informieren, führte ohnehin kein Weg vorbei, und hier weiter auf das Erscheinen des Rechtsmediziners zu warten, und das bei einer Totalsperre auf der Autobahn, war weder reiznoch sinnvoll.

Raphael wandte sich mit einem süffisanten Grinsen an Polizeihauptmeister Schwingshackl. »Vielleicht beruhigt es Sie, dass der Kollege von der Rechtsmedizin kurz vor der Pensionierung steht. Auf jemanden mit so viel Erfahrung warten Sie bestimmt gerne.« Er drückte Schwingshackl seine Visitenkarte in die vor Kälte zitternde Hand. »Rufen Sie uns doch bitte an, wenn er hier eintrifft. Danke schön.«

Wie immer, wenn es um das Überbringen einer Todesnachricht ging, war Raphael schon im Vorfeld schweigsam. Er nagte an seiner Unterlippe, trommelte mit den Fingerkuppen auf dem Lenkrad herum und schien meine Seitenblicke nicht zu bemerken.

Auch mir graute es jedes Mal wieder davor, jemanden über den Tod eines nahestehenden Menschen zu informieren. Es war immer eine Gratwanderung, den richtigen Ton zwischen Mitgefühl und Sachlichkeit zu finden, die eigene Haltung so zu justieren, dass man in der Lage war, einerseits Trost zu spenden, andererseits aber den kühlen Kopf zu bewahren, der für unsere Arbeit nun einmal vonnöten war. Und nicht selten versagte ich insgeheim vollends, schaffte es nicht, das Leid der anderen mit wenigstens ein bisschen Distanz zu betrachten, und verbrachte den restlichen Tag so angeschlagen, dass ich nicht mehr zu vielem zu gebrauchen war. Die Toten selbst konnte ich mittlerweile recht gut verkraften. Die Trauer der Angehörigen war es, die mir viel zu oft das Herz zerriss.

Für Raphael aber war dieser Part – wenigstens vermutete ich das – sogar noch um einiges schlimmer als für mich. Seine ungewöhnliche Schweigsamkeit, der plötzlich wie versteinerte Gesichtsausdruck – als zöge er sich zurück an einen Ort in seinem Inneren, wo kein Platz für mich war. Nur die kleinen nervösen Gesten verrieten die Anspannung hinter der außergewöhnlich ruhigen Fassade. Im Stillen ahnte ich, dass er daran dachte, wie es war, auf der anderen Seite zu stehen und derjenige zu sein, dessen Leben durch die überbrachte Nachricht in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Ob er immer noch so trauerte, Isabella ihm immer noch so fehlte?

Ich wusste, dass es albern war, aber trotzdem spürte ich den schon bekannten Stich im Herzen, der sich nicht mit Vernunft vertreiben ließ, sosehr ich es auch versuchte. Und dabei regte sich im selben Moment das schlechte Gewissen. Wie konnte ich bloß auf eine Frau eifersüchtig sein, die gestorben war? Die viel zu früh gestorben ist, Sarah. Und die zu Lebzeiten den Mann, den du liebst, anscheinend sehr glücklich gemacht hat. Glücklicher, als ich ihn jetzt mache?, raunte die leise Stimme in meinem Hinterkopf mit fiesem Unterton. Ach, halt doch endlich die Klappe, raunte ich zurück.

Fahrig klopfte Raphael seine Anoraktaschen ab und zog endlich das Zigarettenpäckchen aus der rechten.

Ich räusperte mich vernehmlich.

»Ach fuck.« Mit gerunzelter Stirn starrte er die Schachtel Lucky Strike in seiner Hand an. »Das ist doch zum Kotzen. Kaum liegt eine Leiche vor unserer Nase rum, fange ich wieder zu qualmen an, ohne es überhaupt zu merken.«

»Jetzt hast du's doch noch rechtzeitig gemerkt«, antwortete ich nachsichtig. Aber es stimmte tatsächlich: Raphael hatte in den letzten Wochen den Umstand, mit einer Nichtraucherin liiert zu sein, genutzt, um selbst von »starker Raucher« auf »Gelegenheitsraucher« zurückzuschrauben. Jeden Feierabend hatte er sich eine zugestanden, außerdem zum gelegentlich konsumierten Bier. Und ich hatte nicht den Eindruck gehabt, als hätte er an die Qualmerei ansonsten auch nur einen sehsüchtigen Gedanken verschwendet. Jetzt allerdings sah er das Päckchen so begehrlich an wie ich neulich diese schweineteuren roten Lederstiefel mit den meterhohen Absätzen, von deren Kauf ich erst nach einigem guten Zureden meiner Freundin Nicole, die meine eingeschränkten Stöckel-Fähigkeiten kannte, abgesehen hatte. Dabei hätten sie ohnehin den Rahmen meines Kontos gesprengt.

Mit einem deprimierten Seufzen steckte er die Schachtel zurück in die Tasche.

»Dann rauch halt eine«, sagte ich. »Eine einzige bloß. Und danach reißt du dich wieder zusammen.«

»Das ist ja mal tolle moralische Unterstützung«, antwortete er und warf mir einen erbosten Blick zu. »Nein, ich zieh das jetzt durch«, sagte er im nächsten Moment entschieden. »Und du, meine Hübsche, wirst mir assistieren.« Lächelnd zog er die Schachtel wieder hervor und drückte sie mir in die Hand. »Kein Wunder, dass ich in Versuchung komme, wenn ich die Dinger ständig selbst durch die Gegend trage. Du hast doch bestimmt noch Platz in deinem Täschchen.« Das war eine sehr niedliche Bezeichnung für das Ungetüm, das ich heute mit mir herumschleppte. »Du genehmigst mir eine nach Feierabend und eine, wenn ich mal ein Bier trinke. Ansonsten bist du knallhart, okay?«

»Geht klar.« Wenn er mir auf die Nerven fiel, würde es einen Heidenspaß machen, knallhart zu sein. »Du meinst das ja wirklich ernst. Find ich gut.«

»Ich quäl mich selten nur zum Spaß«, erwiderte er übellaunig.
»Und trotzdem bist du mit mir zusammen?«, fragte ich grinsend.
Er zwinkerte zu mir herüber. »Dieser Widerspruch ist mir auch gerade aufgefallen.«

In einer hübschen Lappersdorfer Neubausiedlung standen wir schließlich am Ende einer schmalen, bergauf führenden Straße vor der Tür eines Einfamilienhauses, das offensichtlich erst vor Kurzem gebaut und bezogen worden war – dafür sprachen sowohl der moderne Stil als auch der mit Holzbrettern ausgelegte Weg vom Gartentor zur Haustür und die Schubkarre, die zwischen zwei Paletten Pflastersteinen am Rande dessen stand, was wohl im nächsten Sommer mal ein Garten werden sollte.

Wir sahen uns an und atmeten beide tief durch, bevor ich entschieden auf den Klingelknopf drückte. Sofort hörten wir eifriges Schrittetrappeln hinter der Tür, die im nächsten Augenblick von einem etwa fünfjährigen Mädchen mit schwarzen Locken, dick eingepackt in einen wattierten Schneeanzug, aufgerissen wurde. »Hallo«, sagte sie, und ihr Lächeln wich einer enttäuschten Miene. Offensichtlich hatte sie jemand anderen erwartet.

»Hallo«, antwortete Raphael mit einem angestrengten Lächeln und trommelte mit den Fingerkuppen gegen seinen Oberschenkel. »Ist deine Mama auch zu Hause?«

»Klar. Aber wir gehen jetzt Schlitten fahren«, antwortete sie mit Nachdruck.

»Schlitten fahren, das ist ja klasse!« Raphael war so aufrichtig begeistert, dass ich trotz der unangenehmen Gesamtsituation anfing zu lächeln.

Auch das Mädchen freute sich offensichtlich darüber, dass er ihre Einstellung zum Schlittenfahren teilte, so wie sie ihn anstrahlte.

Trotzdem schaltete ich mich vorsichtshalber dazwischen, bevor Raphael auf die Idee kam, mit seiner neuen Freundin der gemeinsamen Liebe zum Wintersport zu frönen und mich mit der frischgebackenen Witwe hier allein sitzen zu lassen. »Können wir denn vorher noch kurz mit deiner Mama reden?«, fragte ich.

»Okee.« Mit einer ruckartigen Bewegung drehte sie sich auf der Ferse um und dampfte ab.

»Süß, die Kleine«, sagte Raphael geknickt.

Es dauerte nicht lange, bis Beate Wahlner, den Lockenkopf an der Hand und ein weiteres warm eingepacktes Kleinkind auf dem Arm, den kurzen Flur entlang auf uns zukam. Langes hellbraunes Haar umspielte ihr mädchenhaftes Gesicht, sie wirkte schmal und zerbrechlich. Als wäre es nicht ohnehin schon schwierig genug, dieses Gespräch zu führen ... Sie lächelte uns entgegen, aber das Lächeln erreichte ihre Augen nicht und wich einem zunehmend besorgten Gesichtsausdruck, je näher sie kam. Als ahnte sie schon, welche Nachricht wir zu überbringen gedachten.

»Hallo, Frau Wahlner«, sagte ich ernst. »Mein Name ist Sarah Sonnenberg, und das ist mein Kollege Raphael Jordan. Wir sind von der Kripo Regensburg.«

Sie grüßte nicht, sah mich nur mit großen Augen an, und ich nickte kaum merklich.

»Lena«, sagte sie mit seltsam hohl klingender Stimme zu dem Mädchen an ihrer Hand, »räum doch bitte noch dein Zimmer auf, bevor wir zum Schlittenfahren gehen.«

Lena nickte verunsichert und ging langsam die Treppe nach oben.

Frau Wahlner sah ihrer Tochter nach, dann straffte sie sich. »Kommen Sie herein.«

Kaum dass sie uns im Wohnzimmer auf der Ledercouch Platz angeboten und das zweite Töchterchen im Laufstall abgesetzt hatte, fragte sie mit leiser Stimme: »Ist er tot?«

»Ja«, antwortete ich. »Es tut uns leid, Frau Wahlner.«

Sie sah durch uns hindurch, als bräuchte sie einen Moment, um diese Nachricht wirklich zu erfassen. Wahrscheinlich hatte sie genau das insgeheim befürchtet, damit gerechnet, vielleicht sogar ganz leise gehofft, dass die Ungewissheit bald ein Ende haben und sie über den Verbleib ihres Mannes Bescheid wissen würde.

»Wie ist es passiert?«, fragte sie schließlich.

Nein, sie wirkte wirklich nicht schockiert. Traurig, das ja. Aber auch so, als hätte sie sich auf diese Nachricht bereits vorbereitet. Ich hoffte inständig, dass sie nicht den Wunsch verspürte, ihn noch einmal zu sehen. Oder zumindest nicht darauf bestand. »Ein Spaziergänger hat ihn heute gefunden, in Bach an der Donau. Er ist vermutlich flussabwärts dorthin getrieben.«

»Ertrunken?«, fragte sie.

»Davon gehen wir nach dem derzeitigen Ermittlungsstand aus«, antwortete Raphael mit rauer Stimme und räusperte sich. »Frau Wahlner«, setzte er wieder an, wurde aber von der Türklingel unterbrochen.

»Das wird Lenas Freundin mit ihrer Mutter sein«, sagte Frau Wahlner. »Vielleicht kann sie sich ein paar Stunden um die Mädchen kümmern.«

Eilig verließ sie das Wohnzimmer. Gedämpft hörten wir ihre und eine weitere Frauenstimme, dann rief sie nach Lena.

Raphael erhob sich, ging zum Laufstall und hob den Stofftiger auf, der herausgefallen war. Das kleine Mädchen streckte die Hand danach aus, und er reichte ihn ihr, streichelte ihr über den Kopf und zog dabei die warme Wollmütze herunter. Es war gut geheizt, und die Kleine hatte schon ganz rote Backen. Mit fahriegen Händen legte er die Mütze auf die Couch und setzte sich wieder, während der Tiger mit Schmackes wieder aus dem Laufstall flog. Draußen fiel die Haustür ins Schloss.

Wenige Sekunden später kehrte Beate Wahlner ins Wohnzimmer zurück und ließ sich kraftlos auf die Couch fallen. »Jetzt können wir reden.«

Raphaels Blick hing gedankenverloren an dem großformatigen Familienfoto, das über dem Sideboard hing. Jan Wahlner war ein attraktiver Mann gewesen, stolz lächelnd legte er eine Hand auf die Schulter der kleinen Lena, die eine vorwitzige Schnute zog. Den rechten Arm hatte er um seine Frau gelegt, in deren Armen wiederum das blonde Baby lag. Eine glückliche Familie, so hatte es den Anschein. Aber den hatte es schließlich oft. »Frau Wahlner, bitte schildern Sie uns noch einmal, wann und wo Ihr Mann verschwunden ist«, bat ich sie.

»Ja, also«, sagte sie und räusperte sich. »Das war nach der Firmenweihnachtsfeier. Oder besser gesagt: währenddessen. Anscheinend war er plötzlich weg, ohne sich von irgendwem zu verabschieden.«

»Sie waren nicht auf dieser Weihnachtsfeier?«, fragte Raphael.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich war zu Hause und habe auf die Kleinen aufgepasst. Seit Lena auf der Welt ist, habe ich mit der Firma nicht mehr viel zu tun.«

»Für welche Firma arbeitete Ihr Mann, Frau Wahlner?«

»HEUREKA, am Neupfarrplatz. Er ist ... war einer der beiden Teilhaber.«

»Vor Lenas Geburt«, nahm ich den Faden wieder auf, »hatten Sie mehr mit der Firma zu tun?«

Sie nickte abwesend. »Ja, ich habe auch dort gearbeitet. Schon während des Studiums – so haben wir uns kennengelernt, Jan und ich.«

»Wo fand die Weihnachtsfeier denn statt?«, fragte Raphael.

»Im Salzstadel, und später sind dann alle in die Karmalounge weitergezogen. Aber ob Jan da noch dabei war, war nicht mehr genau nachzuvollziehen. Die meisten Mitarbeiter haben ausgesagt, ihn dort nicht mehr gesehen zu haben.« Sie sah mich ausdruckslos an und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Mir ist erst am nächsten Morgen aufgefallen, dass er nicht heimgekommen ist«, fuhr sie fort. »Und als er abends noch immer nicht zu Hause war und ich ihn am Handy auch nicht erreichen konnte, habe ich dann eben die Polizei alarmiert. Ich war mir sicher, dass irgendetwas passiert sein musste.«

Lautstark fing die Kleine im Laufstall zu weinen an.

»Sie sollten Ihrer Tochter die warmen Sachen ausziehen«, sagte Raphael behutsam.

»Ach du meine Güte.« Beate Wahlner fuhr zusammen, sprang auf und hob ihre Tochter aus dem Laufstall. Trotz ihrer zitternden Hände schälte sie die Kleine flink aus dem Schneeanzug, worauf diese prompt ihr Weinen einstellte. Mit dem Baby auf dem Schoß setzte sich Beate Wahlner zurück auf die Couch.

»Trank Ihr Mann viel Alkohol?«, kam ich wieder zum Thema zurück.

»Nein, und auf Firmenveranstaltungen war er sogar immer nüchtern. Es macht sich nicht gut, wenn sich der Chef vor seinen Angestellten zuknallt«,

stellte sie treffend fest. »Sascha hat gesagt, er hätte ihn den ganzen Abend nur O-Saft und Wasser trinken sehen.«

»Wer ist Sascha?«, hakte ich ein.

»Der zweite Teilhaber von HEUREKA. Und ein Freund.«

»Ein Freund Ihres Mannes? Oder Ihr Freund?«

»Beides«, antwortete sie zögerlich und rieb sich die Nase.

»War Ihr Mann gesundheitlich beeinträchtigt?«, fragte Raphael. »Hatte er eine Sehschwäche, Kreislaufprobleme oder Schwindelanfälle?«

Sie schüttelte stumm den Kopf.

»Oder«, fuhr Raphael fort, »nahm er irgendwelche Medikamente? Gab es irgendetwas, was einen versehentlichen Sturz in die Donau erklären würde?«

»Nein, gar nichts«, erwiderte sie achselzuckend. »Er nahm keine Medikamente. Ihm ging es gut.«

»Können Sie sich vorstellen«, fragte ich behutsam, »dass Ihr Mann Selbstmord begangen hat? Hatte er Depressionen? Oder Probleme?«

»Nein, im Gegenteil«, antwortete sie erstaunt. Als wäre sie auf diese Idee noch gar nicht gekommen. »Er hat sich verhalten wie immer. Wir haben doch erst das Haus gebaut, und er hatte große Pläne für die Firma, wollte umstrukturieren und sogar auf den amerikanischen Markt expandieren ...« Entschieden verneinte sie. »Er war guter Dinge, optimistisch, hat sich auf die Weihnachtsfeier gefreut ...« Sie brach achselzuckend ab. Ratlos.

»Was macht HEUREKA eigentlich genau?«, fragte Raphael.

»Verschiedene Webangebote«, antwortete Beate Wahlner knapp.

Raphael warf ihr einen fragenden Blick zu. »Zum Beispiel?«

»Nun ... Spiele und solche Sachen. Aber das«, sagte sie mit plötzlich verschlossener Miene, »kann Sascha Ihnen bestimmt besser erklären als ich.«

Raphael sah mich irritiert an. Nach einer Ehefrau, die stolz auf die Firma ihres Mannes war, hatte das nicht geklungen. Trotzdem, ich wollte ihr in diesem Moment weitere Fragen ersparen. Wir hatten sie schon über Gebühr beansprucht, wenn man bedachte, dass sie gerade erst vom Tod ihres Mannes erfahren hatte.

Erst an der Haustür hielt sie mich am Arm fest. »Kann ich ihn noch einmal sehen?«, fragte sie leise.

»Das ist keine gute Idee, Frau Wahlner.« Ich tätschelte ihre Hand auf meinem Arm, und sie ließ mich los und nickte mit Tränen in den Augen. Die Identifikation ihres Mannes würde ich ihr nicht zumuten. Und der Zustand der Leiche verlangte ohnehin nach einem DNA-Abgleich.

»Können wir noch etwas für Sie tun?« Ich war nun doch ziemlich besorgt.

»Nein, vielen Dank. Ich werde Sascha anrufen.«

* * *

Kaum hatte Raphael den Wagen auf den Parkplatz der Dienststelle gelenkt, klingelte sein Handy. »Jordan?«

»Herr Jordan, Melchior hier.« Der Rechtsmediziner. Endlich. »Also, ich bin jetzt in Bach angekommen, aber viel kann ich da nicht machen. Meinetwegen brauchen Sie gar nicht extra noch mal herzufahren.«

Wie immer brachte ihn Melchiors starker fränkischer Akzent zum Grinsen. Gleich kam bestimmt sein ganz persönliches Lieblingswort.

»Ich würd«, setzte Melchior wieder an, und Raphael lauschte gebannt, »den Doden jetzt direkt einpacken, wenn das für Sie klargeht.«

Raphael unterdrückte ein Glucksen. »Logisch, Herr Dr. Melchior – kein Problem.«

Sarah warf ihm einen prüfenden Blick von der Seite zu und schüttelte dann den Kopf.

»Können wir schon den Obduktionstermin festlegen?«, fragte Raphael.

»Ja, Moment ...«

Es raschelte verhalten – anscheinend blätterte Melchior gerade in seinem Terminplaner. Ob er ihm das Wort noch einmal entlocken konnte? Einen Versuch war's wert. »Gibt's zurzeit bei Ihnen wohl recht viele?«

Nun kicherte Sarah doch leise, aber als er sie ansah, verdrehte sie mit ihrem Was-ist-dieser-Kerl-bloß-kindisch-Gesichtsausdruck die Augen. Dabei war sie doch selbst immer ganz heiß auf Melchiors »Dode«.

»Dode, meinen Sie?«

Ganz genau. Im Stillen frohlockte Raphael ob seines schnellen Erfolgs.

Melchior raschelte weiter. »Nein, geht eigentlich. Ich schau nur, dass wir das möglichst bald machen können. Zu lange sollten wir diesen Doden nämlich nicht mehr liegen lassen.« Endlich stellte er das Blättern ein. »Ich könnt's gleich morgen einrichten, über Mittag. Um elf?«

»Perfekt«, antwortete Raphael, verabschiedete sich und legte auf.

»Und?« Sarah sah ihn erwartungsvoll an.

»Die Obduktion ist für morgen Vormittag angesetzt, und stell dir vor, er hat gleich dreimal ›Dode‹ gesagt.«

Jetzt lachte sie doch, und er konnte nicht widerstehen, beugte sich zu ihr und drückte ihr einen schnellen Kuss auf die vollen Lippen. »Unterm Strich betrachtet bin ich also wirklich ein glücklicher Mann«, schloss er.

»Und ein unverbesserlicher Kindskopf.«

ZWEI

»Warum haben eigentlich Max und Moritz bisher die Ermittlungsgruppe geleitet?« Raphael sah von der Akte zum Vermisstenfall Jan Wahlner auf und schmunzelte zuverlässig angesichts der Namenskonstellation unserer Kollegen. »Jemand aus dem K3 ist dafür ja nicht unbedingt die erste Wahl, oder?«

»Personalmangel, wie üblich. Die Grippewelle kurz vor Weihnachten, und ihr beide wart ja angeblich erholungsreif und habt eure eigentlich noch jugendlichen Körper in diesem Wellness-Tempel in Oberbayern hätscheln lassen«, brummte Herbert.

Mit einem verklärten Gesichtsausdruck lächelte Raphael zu mir herüber. Diese fünf Tage waren aber auch wirklich zu schön gewesen, um wahr zu sein.

»Und wir«, moserte Herbert weiter, »waren im K1 mal wieder völlig unterbesetzt. Der Stadtparkvergewaltiger, die Messerstecherei in Köfering ... Schon vergessen? Und so hat's halt Max und Moritz getroffen.«

Raphael blätterte sich durch die Unterlagen. »Interessant«, bemerkte er schließlich. »Sieben Mitarbeiter aus der Firma haben tatsächlich ausgesagt, sie hätten Wahlner in der Karmalounge noch gesehen. Mit ganz vielen ›Vielleichts‹ und ›Wahrscheinlichs‹ natürlich.« Er legte die Akte auf seinem Schoß ab, ohne aufzusehen.

»Und wie viele behaupten, er wäre schon vorher verschwunden?«

»Der Rest«, antwortete er zögerlich und blätterte weiter. »Hundertsechs Mitarbeiter insgesamt. Kann man also durchaus als Mehrheitsbeschluss durchgehen lassen.« Raphael überflog rasch die nächsten Seiten und gelangte schließlich zum Ende der Akte. »Weniger einig ist man sich darüber, ob Wahlner betrunken war. Die meisten behaupten zwar, er hätte kaum was getrunken, aber trotzdem decken die Aussagen die komplette Palette ab – von ›stocknüchtern‹ bis ›rotzbesoffen‹ ist alles dabei.« Sichtlich irritiert wandte er sich Herbert zu. »Hast du schon mit Moritz oder Max geredet?«

Herbert sah ihn mit scheinheiliger Miene an. »Ich dachte, das macht ihr lieber selbst. Ist doch besser, als sämtliche Infos über hunderttausend Ecken zu kriegen.«

»Eine Ecke«, antwortete Raphael. »Und sei ehrlich: Du hattest einfach keinen Bock, oder?«

»Na ja ...« Herbert blinzelte verschämt in seine Kaffeetasse.

Mit einem tadelnden Blick in seine Richtung wählte ich Moritz' Durchwahl und bat ihn zu uns ins Büro.

Es dauerte keine Minute, bis er lässig hereingeschlendert kam. »Es geht um den Vermisstenfall?«, fragte er und strubbelte sich durch seine ohnehin schon widerspenstigen braunen Locken.

»Der jetzt ein Todesfall ist, ja«, antwortete ich und musste unweigerlich lächeln, weil Moritz mich plötzlich so gebannt ansah. »Die Fahndung nach Wahlner könnt ihr also guten Gewissens abblasen. Danke übrigens für die Akte«, fuhr ich fort und wies mit dem Kopf auf Raphael, der mit den Unterlagen in der Hand an meinem Schreibtisch lehnte.

»Die Wasserleiche, die heute in Bach gefunden wurde«, erklärte Raphael. »Erzähl doch mal, was ihr bei euren Ermittlungen rausgefunden habt.« Die Akte war zwar ordentlich geführt worden, aber es konnte nie schaden, die festgehaltenen Erkenntnisse mit ein paar persönlichen Eindrücken anzureichern.

»Also, nachdem seine Frau ihn als vermisst gemeldet hat«, begann Moritz, »haben wir natürlich zuerst mit einem derjenigen geredet, die ihn zuletzt gesehen haben. Sascha Hoyer – das war der zweite Teilhaber in dieser seltsamen Firma.« Moritz verzog das Gesicht, als hielte man ihm gammigen Donaufisch unter die Nase. HEUREKA musste ihm ja ziemlich unsympathisch gewesen sein. »Der hat ausgesagt, dass er Wahlner zuletzt im Salzstadl gesehen hat. Angeblich hat er sich zu diesem Zeitpunkt blendend amüsiert – und war vor allem nüchtern.«

»Ob das stimmt, wissen wir ja bald. Für mich klingt das allerdings immer noch nach Unfall im Suff«, brummte Herbert.

»Abwarten. Und dann ist Wahlner einfach verschwunden?«, wandte ich mich wieder an Moritz.

»Genau. Ohne dass es jemand beobachtet hat. Wir haben dann natürlich angefangen, Befragungen durchzuführen und nach ihm zu fahnden, haben aber weder eine nennenswerte Spur noch einen konkreten Hinweis auf eine Straftat gefunden. Auch die Vermutung, dass er in die Donau gefallen ist, gab's natürlich. Aber ...« Nachdenklich kratzte er sich am Kinn, wo ein nur spärlicher Bartwuchs seiner jugendlichen Ausstrahlung keinen Abbruch tat.

»War er mit dem Auto in Regensburg?«, fragte Raphael und blätterte wieder suchend durch die Akte.

»Ja«, antwortete Moritz prompt. »Er hatte es auf dem Firmenparkplatz abgestellt. Dort stand es noch immer, unversehrt. Ein paar Tage später haben wir seine Frau informiert, dass sie es abholen kann.«

»Ihr habt es hoffentlich erkennungsdienstlich behandeln lassen?«, fragte ich.

»Natürlich. Es wurde aber nichts Außergewöhnliches gefunden. Deshalb haben wir den Wagen dann auch wieder freigegeben.«

»Also kein Abschiedsbrief? Und auch sonst nichts, was einen freiwilligen Abgang erklären würde?«

Moritz schüttelte bedauernd den Kopf.

»Dann erzähl doch mal ein bisschen von dieser Firma.« Seine offensichtliche Abneigung hatte mich an Beate Wahlers ausweichende Antwort erinnert und hellhörig werden lassen.

»Ja, also ...« Wieder wuschelte er sich aufgereggt durch die Locken. Kein Wunder, schließlich schlug er sich im K3 meistens mit langatmigen Betrugsdelikten herum – da war ein Vermisstenfall, der zum Todesfall avancierte, natürlich eine spannende Abwechslung. »Bei HEUREKA herrscht eine wirklich seltsame Stimmung. Einerseits wirken alle da drinnen so unglaublich motiviert und dynamisch ...« Einen Moment legte er nachdenklich die Stirn in Falten. »Die sind auch alle sehr jung. Mit meinen siebenundzwanzig Jahren war ich schon fast einer der Ältesten.«

Herbert brummte unwillig.

»Andererseits ist die Atmosphäre aber auch unglaublich angespannt«, fuhr Moritz ungerührt fort.